

Friedemann Steiger (Hrsg.)

Memoiren der Theologin  
**RUTH PASKERT**

Ein Blick zurück in Liebe

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2016

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96008-294-1

Copyright (2016) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte beim Autor  
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

12,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## VORWORT DES HERAUSGEBERS

Es ist mir eine große Freude, die Memoiren der Theologin Ruth Paskert herausgeben zu können. Sie ist einen außergewöhnlichen Lebensweg gegangen. Ich hatte Kontakt zu ihr in ihrer letzten Lebenszeit, wo sie im Ruhestand in Spanien lebte. Die Verbindung war entstanden durch unsere Gemeindepädagogin, Frau Johanna Schade, die auch im Burckhardt-Haus in Berlin Dahlem als Gemeindeführerin ausgebildet worden war. Ruth Paskert war neugierig auf unsere kirchlichen Verhältnisse in der DDR. Wir schrieben uns und später telefonierte wir miteinander. Sie schickte mir ihre Memoiren, die ich schon damals nicht nur lesenswert fand, weil sie die Zeit vor meiner Zeit (Ich bin Jahrgang 1938) behandelte, sondern eben auch, weil sie die theologische und politische Auseinandersetzung, die Theologie Bultmanns und die Jahre der Bekennenden Kirche am Beispiel der Schwesternschaft von Kaiserswerth, sehr persönlich und problemnah erzählte. Da gab es schon Bezüge zu unserer Auseinandersetzung mit dem Formationszwang der Geschichte und ihrer sogenannten Gesetzmäßigkeit. Ich hatte das schon in meiner Ausbildung verstanden, bekam in der DDR keinen Studienplatz, studierte in Berlin-Zehlendorf Evangelische Theologie und Philosophie, machte nach dem Mauerbau dann doch in Halle meine Abschlüsse und wurde in ständiger Auseinandersetzung mit dem bei uns herrschenden System Pfarrer in einem dörflichen Gemeindebereich mit starkem Anschluss an die Gesamtkirche.

Von Ruth Paskert habe ich gelernt, fromm, treu, ehrlich, fleißig und bei allem fröhlich zu bleiben. Sie war von einem großen Vertrauen beseelt, dass es EINER gut mit ihr meint. Sie hatte eine gewaltige Sehnsucht nach Gerechtigkeit und versuchte immer wieder für andere stark zu sein und sich für sie einzusetzen. Glauben und Leben bildeten bei ihr eine Einheit.

Ihre Lebensdaten:

Sie wurde am 24. 6. 1910 in Essen geboren. Ihr Vater war Eduard Paslack, ein Bahnbeamter und Zugführer, der später seinen Namen

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

in Paskert ändern ließ. In ihrem Elternhaus erlebte sie eine tiefe und streng pietistische Erziehung, Gebet, Gesang, Musik, Gottes Wort. Besuche am Sonntag bei Kranken prägten ihre Kindheit. Sie besuchte die Volksschule und trat 1928 in eine Ausbildung bei den Kaiserswerther Diakonissen ein. Dort machte sie auch das Abitur. Am 15. 4. 1936 wurde sie als Diakonisse eingeseget. Aber sie will mehr. Sie möchte Gemeindehelferin werden und tritt später aus der Kaiserswerther Schwesternschaft aus, obwohl die innere Verbindung immer gehalten hat, teilweise auch durch Freundschaften aus dieser Zeit. Im Herbst 1944 wurde ihre Familie aus Übach-Palenberg bei Aachen evakuiert. Ende 1944 erhielt Ruths Bruder eine Pfarrstelle in Odenhausen an der Lahn (heute Lollar). Dort ins Pfarrhaus zogen Anfang 1945 die Eltern mit Tochter Ruth; sie waren ausgebombt worden. Von dort aus begann Ruth Paskert ein Theologiestudium im nahen Marburg, besonders bei Rudolf Bultmann, der für seine besondere Art des Umgangs mit biblischen Texten bekannt wurde, Thema Entmythologisierung. Von Odenhausen aus gab es auch einen intensiven Kontakt zu dem evangelikalen Pfarrer Hans Bruns, der dort für den Deutschen Gemeinschafts- Diakonissenverband arbeitete und ein erklärter Gegner der Theologie Rudolf Bultmanns war. Der Bruder von Ruth Paskert war aber Schüler von Karl Barth gewesen und war dessen Familie freundschaftlich verbunden (Er war Cellist im Barthstreichquartett). So kam es im Pfarrhaus Odenhausen oft zu heftigen theologischen Debatten. Später, am 22. 5. 1955 wurde Ruth Paskert durch Oberkirchenrat Boue als Landespfarrerin für den Dienst an 200 Gemeindehelferinnen der Rheinischen Landeskirche ordiniert.

Alle ihre Aufgaben erfüllte sie mit großem Eifer und einem inneren Glücksgefühl, mit hoher Verantwortungsbereitschaft und Einsatzkraft und einem gläubigen Herzen. Sie schied mit 60 Jahren aus ihrem letzten Amt, einer Pfarrstelle in einer Oberhausener Gemeinde; danach hatte sie mehrere Wohnsitze und kam zuletzt nach Spanien, wo sie auch am 16. Januar 2004 im Alter von 93 Jahren starb und in La Nucia/ Alicante beigesetzt wurde.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Dieser Lebenslauf wird Sie, lieber Leser, sehr nachdenklich machen. Wir leben nicht den Dingen verhaftet und dem Raum, den wir meinen ständig füllen zu müssen, sondern wir leben in der Zeit von Ewigkeit zu Ewigkeit.



*Ordination*



*Kaiserwerth – Ruth und Beate*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## GRAN SOL 1990

In diesen Wochen geht es wieder um die eine Geschichte in der Mitte der Zeit, die mit „Es begab sich aber zu der Zeit ...“ anfängt und die uns alle angeht. Wie komme ich dazu, so anmaßend zu sein, ein Stück meiner Geschichte aufzuschreiben und anderen zu schicken? Bevor ich mich nach zwei Jahren Unterbrechung entschloss, mein Studium fortzusetzen, mich loszureißen aus der lieb gewordenen Jugendarbeit in der Synode an der Ruhr und lange ängstlich zögerte, hatte ich einen Traum, der mir zur Entscheidung verhalf. Ich kletterte auf ein unendlich hohes Gerüst und als ich oben war, schien es mir unmöglich, wieder hinunter zu kommen. Verzweifelt sah ich in die Tiefe. Da rief eine Stimme: „Sie soll sich doch fallenlassen. Wir fangen sie schon auf!“ Ja, da musste ich wohl loslassen und mich fallen lassen: Ich wusste nicht, wer die „Wir“ waren – und wusste es doch und wagte den Absprung – wagte ihn immer wieder – und machte Erfahrungen mit Gott und mit Menschen, gute und böse! Und nun habe ich in diesen Wochen eine neue Erkenntnis gewonnen und zwar beim Lesen einer von Karl Barth übersetzten Schrift der Krimiautorin Dorothy Sayers: Gott gibt sich in die böse, verlorene Welt hinein, - in Denken und Handeln böser Menschen und er nimmt uns in das Geschehen hinein mit all unserer Judas, Pilatus, ja in Hitler (so D. Sayers) – in Dresden und Hiroshima und in uns, im Guten und Bösen, wir stecken überall mittendrin, aber mit IHM, und er ist immer schon vor uns drin, in der Sprache der Bibel, als Löwe aus dem Stamm Juda, als das Lamm, - und als das Kind, in dem Gott seine Liebe zur verlorenen Welt anschauen lässt und uns einlädt zur alles überwindenden Liebe! Vielleicht müssen wir deswegen so alt werden und auch dieses Christfest noch erleben!

Verknüpfen wir immer wieder neu unsere Lebensgeschichte mit der Geschichte dieses Kindes, so gefährlich das auch manchmal ist, wie meine Geschichte zeigt. Aber wir werden aufgefangen. Das ist meine Erfahrung!!

In diesem Sinne aus Spanien herzliche Grüße, Ruth Paskert.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## KAISERSWERTH

Es sind wohl nicht viele Theologen und Theologinnen als Diakone eingesegnet in unserer Kirche. Pastor Graf von Lüttichau legte Wert auf die Feststellung, dass bei der Einsegnung unser Leben eine andere Qualität bekommt. In der Vorbereitung sagte er: „Wenn Sie an der Stelle stehen im Altarraum, sind sie schon Diakonissen. Ich war empört und als ich zur letzten persönliche Aussprache bei ihm war, gab ich dieser Empörung Ausdruck. Wenn schon jeder Christ nur Christ ist, wenn er in Christus bleibt, kann es doch bei der Diakonisse kaum anders sein.

Alles hängt an der Nähe zu Christus und seinem Wort.

Er gab mir Recht, brachte diese Auffassung auch in die Einsegnungspredigt – und trotzdem, wenn ich an mein Leben zurückdenke, bedeutet gerade der Vorgang der Einsegnung - auch mit dem Versprechen der Ehelosigkeit viel mehr für mein Leben als die Ordination.

Um die Nähe zu Christus und sein Wort, ging es mir von Anfang an. Am 15. 7. 1928 trat ich ins Mutterhaus ein. Damals schon genügte mir nicht, was an Andacht und Gebet den Tag über auf uns wartet. Bevor alle geweckt wurden, stiegen zwei junge Vorprobenschwestern in ihren Kojen aus den Betten, leise, leise, wuschen sie sich, zogen sich an und meditierten über die Bibellese des Tages. Wir wollten nicht nur das Verordnete tun, sondern etwas Eigenes. Wir traten damit in einen Raum der Freiheit, in dem es keinen Zwang, kein Müssen gab.

Schwester Anna Czycholt, 18 Jahre alt wie ich, eine vitale junge Ostpreußin von den Masurischen Seen, ging dann auf ihre Krankenstation, ich sofort auf die Kinderstation. Wenn das erste Frühstück mit Morgenlied und Morgengebet vorbei war, in dem kleinen Zimmer der Vorprobe, in dem auch das Tränenkrug stand für die ersten Heimwehtränen, die ich noch nicht weinte, noch nicht, begann die Arbeit.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bei Tante Dela ging es zuerst in den Waschraum, wo von mir sämtliche Töpfchen ausgewaschen wurden. Was für eine Tradition! Dann lief ich verloren herum. „Was soll ich jetzt tun, Schwester Adele?“ Dreimal bekam ich es gesagt, Kinder aufs Töpfchen setzen, absetzen, das Frühstück bringen, mit dem Baden beginnen. Dann hieß es: selber sehen, nachdenken. Ein Kind musste beim Baden besonders gehalten werden; wenn es eben konnte, trank es das Badewasser; es sprach kein Wort, verstand nichts, trank und trank und stand dann ewig in nassen Windeln - sicher schon vier Jahre alt.

An einem Morgen hatte ich Frühdienst – ohne Frühstück. Ich sollte ein Kind in den OP bringen zu einer Rippenresektion. Was verstand ich davon? Ich sollte aber auch im OP bleiben, stand neben dem Tisch – da knackten die Knöchlein. Ich sah nur noch den nach der Tür weisenden Daumen des langen Mannes. So nannten wir Dr. Tromp und ich kam gerade noch nach draußen.

Zweites Frühstück gab es in der Küche mit Fleischresten und Bratkartoffeln vom Vortag. Der große Krabbelsaal wurde von mir selbst gereinigt. Tante Dela liebte glänzende Böden; so scheuerten wir alte Farben mit Eisenspänen ab, auch von den Fensterrahmen, ein schöner Lack wurde aufgetragen, aber nicht von uns; und es war eine Lust, die weißen Bettchen sich spiegeln zu sehen, wenn frisch gebohrt war.

Wir fütterten die Kinder in den Bettchen, man nahm kein Kind auf den Schoß; das war höchster Befehl von Dr. Helene, einer hochschlanken Diakonisse (und Freundin von Schwester Emmi, der kleinen freundlichen Probemeisterin).

Bis auf eine Tischwache gingen zum Essen alle in den Speisesaal. Nur wir Vorprobeschwestern in unser Wohnzimmer zum Tränenkrug. Schwester Magda war Vorprobenheilige, nicht mehr ganz unserer Welt angehörend; sie starb bald darauf und Schwester Mechthild vertrat sie oft. Die übte mit uns die Diakonissenlieder ein; aber auch das schöne „Starker Herr Zebaoth mit der 2. Marienstrophe „Die Sonne ehret dich, es unterwirft sich zu deinen Füßen der silberne Mond, keine Unvollkommenheit mindert deine Herrlichkeit;

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

um dein Haupt winden die Sterne eine Krone.“ In diesem Lied sind Jesus und Marienbild zusammengefügt. Alle ihre Lieder sind mit mir durchs Leben gegangen. Von ihr wurde erzählt, dass in ihrem Zimmer alles fertig liege für die Einkleidung im Sarg. Sie hatte eine tiefe Bassstimme. Es gab noch andere Vertretungen, auch eine strenge, die jeden Tropfen in der Waschschale rügte. Leider wurde meine Vorprobenfreundin Anna fortgeschickt. Es kamen Briefe von einem Freund, die natürlich gelesen wurden. Vor ihm war sie ja ins Mutterhaus geflüchtet; das wusste ich. Zuletzt durfte sie nicht mit mir sprechen. Kein Abschied, schade! Aber später schickte sie Bilder.

Nach dem Krabbelsaal ging es ins Säuglingszimmer. Sechs bis acht Kinder gehörten mir. Ihre Krankheiten verstand ich nicht. Eins starb und ich flocht ein zartes Rosenkränzchen für das kahle Köpfchen. Das Fernziel: Acht Kinder in zwei Stunden messen, baden, anziehen, Nägel, Ohren, Näschen säubern; alles auf dem Tisch; nie eines auf den Schoß nehmen. Einmal in der Woche kamen Frauenschülerinnen, denen ich zeigen musste, wie man mit diesen kleinen Wesen umgeht. Wenn Dr. Lene kam, musste ich Boden und Bettchen gereinigt, Temperatur eingetragen und die Flaschen gereicht haben. Wenn eines trank, sang ich den anderen Kinderlieder und Volkslieder, was ich an Texten parat hatte. Dann weinte keines. Bei schönem Wetter trugen wir die Kinder in ihren Bettchen in den Garten zur Freude aller Vorbeilenden! Menschliches, Zärtliches gab es da nicht. O weh! Nur Advent, Weihnachten und Pfingsten zogen die Schwestern der Lehrstation mit Kerzen durch alle Räume: „Es läuten die Glocken wieder zum lieben heiligen Advent.“ „Gloria, Gloria, Gott in der Höhe, singen die Engelein“. Wie glänzten die Augen der Kinder und Schwestern! Sogar Pfingsten: „Horch es rauscht wie Windes-Wehen, Weltenfrühling bricht herein“.

Später war ich auch bei den Singenden, ging anschließend mit, um vor den Pfarrhäusern zu singen, Kurrende-Singen.

Nach vier Wochen bekam ich im Kinderhaus die Nachtwache. Oben im Haus gab es eine Lungenstation. Genaue Instruktionen! Aber an einen Asthmaanfall hatte niemand gedacht. Die Mitpatienten

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

ten zeigten und erklärten mir die Spritze und es gelang mit tausend Ängsten. Auf der Kinderstation lag einmal ein Kind mit Lungenentzündung. Bis heute weiß ich, wie gefährlich die Zeit gegen Morgen ist. Ich rief Schwester Adele nicht, aber einmal kam sie in großer Sorge; kein Wunder, dass sie später mehrmals in der Nervenklinik Heilung suchen musste. Als ich ein halbes Jahr später in der Kinderpflegeschule arbeitete, erlebte ich eine alte Schwester, die aus dem gleichen Grund an Schlaflosigkeit litt; ihr half keine Nervenklinik mehr.

Als ich etwa 1960 als Landespastorin in der Gemeinde Mönchengladbach einen Konvent für kirchliche Mitarbeiterinnen durchführte, kam in der Pause eine Kinderschwester verzweifelt zu mir. Sie erzählte, wie sehr sie ihre Arbeit im Kinderheim des Dorfes liebe. Aber ihr Zimmer habe ein Fenster in den Säuglingssaal mit zwanzig Säuglingen, das sie nachts nicht schließen dürfe. So gebe es keine ruhige Nacht für sie und sie müsse kündigen wegen ihrer zerrütteten Nerven. Ich versprach ihr, darüber mit dem Leiter des Diakonischen Werkes zu sprechen, der gerade als Referent bei uns war. Großes Erstaunen bei ihm. Jede Mutter müsse doch auch nachts für ihre Kinder da sein. Ich konnte nur sagen: Zwanzig Kinder, die nie groß werden! Überigens seien die Arbeitsverhältnisse jedes Kreises vom Amtsarzt geprüft und festgelegt, da könne er sich nicht einmischen. Später hörte ich bei Arbeitszeitdiskussionen der Schwestern sagen, es läge an den Mutterhausbestimmungen, dass man nicht weiterkäme mit der Neuordnung der Dienstzeiten. Hier hat sich Theodor Fliedner durchgesetzt, der Mann und nicht seine Frau Friederike Fliedner, die menschlichere Ordnungen durchsetzen wollte, wie wir heute aus dem Buch „Theodor und Friederike Fliedner“ von A. Sticker wissen.

Wie ahnungslos war ich damals noch. Ich wunderte mich nur, als ich hörte, mein krankes Kind mit der Rückenresektion, müsse eigentlich noch einmal operiert werden, aber es sei keine Stelle dafür bereit, dafür zu zahlen. Wie, dachte ich, ich arbeite doch umsonst wie alle hier, nur für ein Taschengeld von zehn DM? Ich wusste

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

nichts. Ich wusste auch nicht, was für komische Kappen einige Kinder nachts trugen. Ich nahm sie ab, wusch und kämte die Kinder und war nach einer Woche entsetzt über das Jucken auf dem Kopf und dass da kleine Tierchen in meinem Kamm waren. Ich schämte mich so, dass ich niemand etwas sagte, wusch meine Haare immer wieder, kämte sie aus, bis ich Ruhe hatte. Darüber war ich aber schon in den kleinen Kursus gezogen, der dort etwas abseits vom Mutterhaus, das die jüngsten Vorprobeschwestern zu einer Lern- und Lebensgemeinschaft zusammenschloss für drei Monate bis zur Silvesterfeier.

Für mich fand diese schulgemäß gefüllte Zeit eine Unterbrechung durch den Besuch meiner Mutter mit meinem Theologenbruder am zweiten Weihnachtstag. Als mir der Besuch gemeldet wurde, lief ich in das schöne Besuchszimmer und konnte nur weinen; mehr weiß ich nicht von dem Besuch, der eigentlich für ein Jahr verboten war, der mich völlig überwältigte und alle nichtgeweinten Heimwehtränen hervorströmen ließ, aber hier stand kein Tränenkrug. Ich weinte immer noch, als ich wieder im Kursus-Haus saß, wurde verwundert angeschaut, aber in Ruhe gelassen.

Ich hatte erst nach einem halben Jahr gemerkt, wie schwer mir das Entbehren der Familie wurde. Es gab da einen Satz in der Hausordnung, der erwartete, dass die neue Bindung an die Mitschwestern tiefer sein müsse, als mit jenen, die unter denselben Herzen gelegen hätten. Ach ja, es hatte in dem Kursus eine gute Gemeinschaft gegeben, man schlief wie mit Schwestern in Mehrbettzimmern ohne Kojen oder Gardinenwände.

Wie ich unter der Bedingung auch das letzte kleine Tier aus meinem dichten Haar herauskämmte, weiß ich nicht, aber ich sehe mich hinter einem Wandschirm kämmen und kämmen. Im kleinen Kurs unterrichtete die Ostfriesin Swaani Krüger, die arabische Mädchen in Palästina unterrichtet hatte, jetzt aber war sie Lehrstationsmutter; eine große imposante Gestalt, die es verstand, den schlichten Schwesternumhang wie eine Toga umzuhängen. Wir zitierten später

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

„Die Toga lässig umgegangen ...“ Im Arm hatte sie die Bücher, die sie zum Schwesternunterricht mitnahm.

Hier im Kursus gab es nur ein scharfes Anschauen; das genügte, um mich heftig erröten zu lassen. Ich wusste viel von ihr: Intima der Oberin Elis von Buttlar, durch Lenchen, meine Cousine, die schon zu der Elitetruppe der Lehrstation gehörte. Sie war mit siebzehn Jahren als Diakonissenschülerin eingetreten, nach kurzer Probezeit in die Obersekunda des Oberlyzeums gewiesen worden und schwebte in höheren Ebenen, als Vorprobeschwester. Ich wünschte mir sehr, auch lernen zu dürfen, aber meine Vorbildung war eine magere kriegsbedingte Volksschulbildung von 1916-1924 gewesen.

Ich sehr zart war, und bekam mit acht Jahren die asiatische Grippe, die mich viele Monate ans Bett und in den Schaukelstuhl fesselte, der neben dem Herd stand, in der Nähe der Mutter. Ich überlebte mit Hilfe der ostfriesischen Milchschafe, die der Vater selbst dort geholt hatte, sobald das erste Gras um unser Haus wuchs, das die Eltern 1916 im Krieg gekauft hatten. Aber wie streng schmeckte die Schafsmilch. Woher hatte die Mutter die Pilze, die die Milch säuereten, veredelten? Es gab sauren Rahm und die Köstlichkeit des Schmand-Brottes. So überstanden wir Krieg und Nachkriegszeit mitten im Ruhrgebiet, wo die Schornsteine uns den Kruppschen Schnee auf die Fensterbänke streuten. Hier war unser Paradies vom Streckweg; unser Land grenzte an einen Rest Buchenwald, von der Industrialisierung verschont; unten am Abhang floss ein Bächlein; Butterblumen, Anemonen und Vergissmeinnicht suchte ich dort.

Noch mit zehn Jahren nannte mein Vater mich zärtlich Spinn-Web, so durchsichtig fand er mich und die Familie beschloss, mir den Schulweg nach Borbeck zum Lyzeum nicht zumuten zu dürfen. So blieb ich in der Volksschule, verwöhnt durch einen Lehrer, der mir frischen Elan nach der Hölle von Krieg und Gefangenschaft, Menschen formen wollte. Ich war von da an Klassenerste, wachte aus dem Schulschlaf auf, lernte und las, durfte anfangen, das Geigenspiel zu erlernen, spielte nach einigen Monaten am Elterntreffen vor. Aber dann lag auf einmal die Last des großen Haushalts auf mir.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die Geige hing an der Wand. Das Mädchen wurde entlassen. Im Garten halfen dem Vater die Brüder und ein Vetter, der bei uns wohnte. Im Haus und in der Küche bekam ich meine Aufgaben zur Entlastung der Mutter. In der Küche stand der Schaukelstuhl; nie saß ich darin. Ich erzähle noch davon.

Nach Schulentlassung und Konfirmation, die ich sehr intensiv erlebte, eine zweijährige Lernzeit, die mir bis heute Psalmen und Gebete ins Gedächtnis prägte, beschloss die Familie, mich in eine Nähsschule nach Oberhausen zu schicken. Bald gab es im Haus weder Wäsche, noch Kleider, noch Jungenhosen, die ich nicht genäht hatte.

Mein ältester Bruder schlug einmal vor, mich in die Berlitzschule zu schicken und ich legte den Grundstein für das Lesen der englischen Bücher, angefangen mit Little Lord Founleroy. Aber meine Sehnsucht blieb, alles lernen zu dürfen. Wenn ich Sternschnuppen fallen sah, wünschte ich mir immer, lernen zu dürfen wie meine zwei Brüder auf dem Borbecker Gymnasium. Aber immer hieß es, jetzt das noch. Vor allem musste ich die Aussteuer meines ältesten Bruders für das Studium nähen, Hemden, Oberhemden, Hosen.

Dann sollte ich auch meine Aussteuer für das Mutterhaus nähen. Ja, ich wollte Diakonisse werden, wollte lernen, für andere Menschen da zu sein. Die Männer interessierten mich mehr als Brüder. Hatte ich doch viele Jahre mit ihnen gelebt und gesungen, mit dem Vater zusammen, der mit uns sonntags mit den Rädern immer in die Krankenhäuser fuhr. Zwei, drei und mehr Stunden sangen wir geistliche Lieder, auch manches Mal Bachchoräle.

Der oben erwähnte Schaukelstuhl war nach dem Tode des Großvaters in unser Haus gekommen. Seine letzte Lebenszeit hatte er darin verbracht. So habe ich ihn in Erinnerung, mit weißem Bart und Haaren. Die Großeltern stammten aus dem Gebiet der masurischen Seen und lebten fast wie Leibeigene auf einem Gut, in einem Haus, das aus einem Raum bestand. Der Vater machte einmal eine Reise mit uns den ältesten Kindern dorthin. Ich sehe noch den herrlichen hohen Wald, höre Martins hohe Knabenstimme singen

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!